

# [Impressum]

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **50 (1946-1947)**

Heft 19

PDF erstellt am: **27.06.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*  
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, [www.library.ethz.ch](http://www.library.ethz.ch)

<http://www.e-periodica.ch>

hilfe (Abteilung Rückwandererhilfe) unterstützte diese Leute nicht nur materiell, sie gab ihnen auch die Möglichkeit, sich in der alten Heimat rasch zu assimilieren, also Schweizerdeutsch zu lernen. Im Laufe des Krieges nahm die Zahl der Rückwanderer aus ganz Europa fortwährend zu, und gegen Kriegsende meldeten sich vor allem jene Leute zu den Kursen, die aus den bombardierten deutschen Gebieten zurückkehrten. Die Leitung der Schule hatte bereits im Herbst 1941 die Sprachstelle des „Bundes für Schwyzertütsch“ übernommen, er hat sie trotz der starken finanziellen Belastung bis heute behalten.

Niemand hat besser Gelegenheit, zu beobachten, wie unzertrennlich Sprache und Charakter einer Nation sind, als ein Schwyzertütschlehrer, der diese Rückwanderer in ihre Heimatsprache einzuführen hat. Unsere Schüler brachten nicht nur das reichsdeutsche Idiom heim, sondern auch reichsdeutsches Gebaren, denn sie waren zum großen Teil in der Fremde aufgewachsen. Sie fanden es sehr amüßant, „Euchichäschkli“ sagen zu lernen, wobei sie den hintern Gaumen bis zur Heiserkeit anstrebten. Aber mit einem norddeutsch geschnarrten Akzent war eben kein schweizerisches, sondern nur ein berlinerisches „Euchichäschkli“ möglich, und die Württemberger brachten mit dem besten Willen unser „Grüezi“ immer nur als ein „Grüzi“ heraus. Es gab grammatisch begabte, logische Köpfe unter den Schülern, aber wenn sie aus Sachsen stammten, konnten auch sie sich das „eewich“ nicht abgewöhnen, und forsche Berliner verdarben sich die schönsten Sätze durch ihre gedankenlos hingeklapperten Gewohnheiten und sagten: „Nee, nee, das machi nüd!“ Wie mancher Schüler, wenn er zum Beispiel Brändli oder Keller hieß, mußte zuerst einmal lernen, seinen Namen mit einem urchigen breiten ä auszusprechen! Wenn uns dann immer wieder der reichsdeutsche Jargon auch aus einwandfreien Sätzen entgegenklang und wir der Verzweiflung nahe waren, stieg oft der Wunsch in uns auf, allen Sprachunterricht an den Nagel zu hängen und unsere Schüler statt dessen mit der Essenz des Schwyzertums vertraut zu machen, um so

gewissermaßen ihre Artikulationsbasis vom Geiste her zu ändern. Die Erfahrung zeigte denn auch, daß jene Schüler, die sich dem schweizerischen Wesen voller Eifer erschlossen, auch sprachlich den größten Erfolg davontrugen, während die andern, die schon am Anfang des Kurses fragten: „Na, hören Sie mal, warum spricht man denn in der Schweiz nicht schriftdeutsch, bei uns draußen gilt der Dialekt als vulgär!“ auch nach jahrelangem Unterricht noch mit einem „guten Tag“ in die Läden traten.

Ich habe im Laufe der Jahre zwei „Wunderschüler“ dieser beiden Richtungen gehabt; der eine, ein Schweizer aus München, sprach nach zwei Monaten einwandfrei Schweizerdeutsch, der andere, ein älterer Oesterreicher, verließ den dritten Kurs, ohne daß sein Wienerdialekt den geringsten Schaden genommen hätte. Er hatte es sogar so weit gebracht, daß seine Mitschüler ebenfalls wienerten. Die schwerste Pflicht des Lehrers ist auch da, Geduld zu üben. Ja, die Geduld ist nötiger als bei Schulkindern, denn diese Schüler sind erwachsen, sie haben viel Schweres durchgemacht, ihre Existenz ist oft alles andere als gesichert; ein schweres Schicksal beschäftigt sie und erschwert es ihnen, den Kopf auf Sprachunterricht zu konzentrieren. Dazu kommt, daß sich die eingefessenen Schweizer leider noch immer nicht angewöhnt haben, mit den Rückwanderern schweizerdeutsch zu sprechen, obschon es diesen das Lernen sehr erleichtern würde.

Oder sollte ein Weiterlernen gar nicht mehr nötig sein? Der Krieg ist freilich vorüber; mit seinem Ausgang ist für die Schweiz wohl die Gefahr einer reichsdeutschen Verfärbung für einmal behoben. Und dennoch müssen die Bemühungen fort dauern, muß die Schule weiter bestehen. Viele der Rückwanderer werden in der Heimat bleiben und deren Sprache brauchen. Jene aber, die wieder in die Fremde ziehen, sollen diesmal ein klares Bewußtsein von Schwyzertum, wie es auch in unsern Dialekten lebt, mitnehmen, denn es wird das so notwendige Band mit der Heimat bilden.

H. Baur-Sallenbach.